

höchsten Unwillen erregte. Im ganzen war der Kreis, der sich um den Dichter scharte, nur klein, aber er genügte ihm, hielt er doch von den Sachsen an sich nicht viel: „denn . . . , wie Sie wissen, sind die meisten Sachsen so negativ und so sehr in ganz nichtssagende Redensarten aufgegangen, daß man sich unter ihnen wie unter Marionetten befindet“ (S. 15). So ist Tieck wohl nicht ganz schweren Herzens 1844 nach Berlin gegangen, auch von dort mit der Gräfin korrespondierend und seinen etwas weltschmerzlichen, mystischen Stimmungen Ausdruck gebend. Es ist außerordentlich zu bedauern, daß von den Briefen dieser hochstehenden Frau so wenige nur erhalten sind, die wenigen aber lassen eine feinsinnige, teilnehmende Seele ahnen, die innigst mit ihm fühlte, ganz auf seine Ideen einging und sie weiterspann. — Als er vom preußischen König nach dessen Hauptstadt berufen wurde, hat ihm A. W. Schlegel ein boshaftes Gedicht, „Der heutige Hofpoet“, gewidmet, in dem es nach Anspielungen auf den früheren bekannten Hofpoeten von Besser z. B. heißt:

„Nun wurde Tieck ein beßrer Herr von Besser;
Er leitet in die Havel die Gewässer,
Die ihm die Elb' und Weißeritz verleiht.
Doch ich, Vergeßner, werde blaß und blässer;
Verzweiflung setzt mir an den Hals das Messer.
Es tut nicht not: ich berste schon vor Neid.“

Wenn in den Briefen der früheren Zeit die Politik ganz selten einmal erwähnt wird, so nach der Übersiedlung etwas mehr. So berührt Frau von Lüttichau in ihrem Briefe vom April 1847 die Rede, mit der Friedrich Wilhelm IV. am 11. April den ersten vereinigten Landtag eröffnet, und die sie „mit Rührung teils und mit freudiger Zustimmung, dann wieder mit Entsetzen, mit Unbehagen“ gelesen hatte. Als es dann einsamer um Tieck wurde, sank auch seine Stimmung immer mehr; resigniert schrieb er am 16. Juli 1848 der Freundin: „Wenn ich so bei Hofe bin und sehe wie eine leere Etikette den Herrschaften und uns Nicht-Herrschaften so viele Stunden wegnimmt, so denke ich oft, unser ganzes jetziges Leben ist eine solche Etiketten-Anstalt, wo unsere Geduld geübt wird und in Langeweile und Nichts-Tun, blos im Warten, uns endlich den Anblick des Höchsten, des Herrn, verdienen müssen . . .“ (S. 29). Je mehr dieser Lebensüberdruß zunahm, desto mehr sehnte er sich nach der ihm geistig so nahestehenden sächsischen Freundin, zumal ja auch der Familienkreis um ihn sich lichtete. Er hat sie 1849, nachdem er das Schauspiel der Berliner Revolution hatte erleben müssen, vor der Politik gewarnt, im tiefsten über die Ereignisse empört: „mir tut es weh, ein Deutscher, ich schäme mich, ein Berliner zu sein. . . Das ist nun der Schluß meines Daseins“ (S. 31). Er hat dann noch die Anfänge Louis Napoleons erlebt, des „elenden Pfiffikus“, der ihm nichtswürdiger erschien als Bonaparte (S. 35), die Zustände in Sachsen nach der Auflösung des „Unverstandslandtags“ 1852 nur als „konfuse“ bezeichnet, sich aber sonst nicht darüber geäußert. Was uns der Herausgeber geschenkt hat, ist ein wertvoller Beitrag zur Lebensgeschichte Tiecks, zur Kenntnis seiner Lebensanschauungen und Stimmungen, es läßt tiefe Einblicke tun in die literarischen, kulturellen und auch politischen Zustände der Jahre um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, auch zum Teil in Sachsen, es ist aber vor allem ein Denkmal einer innigen Zuneigung zwischen zwei geistig hochstehenden Menschen.

Dresden.

Hubert Richter.